

nächst wird ein Überblick über Forschungsebenen, Methoden und Materialien der Fröbelforschung in Japan gegeben und dann die Pädagogik Fröbels in Japan dokumentiert. Anschließend wird der chronologische Verlauf der Rezeption Fröbels in Japan kritisch diskutiert. Als Defizit japanischer Fröbelforschung wird angesehen, dass sich einige Forschungsarbeiten allein durch eine Zusammenstellung von Fakten auszeichnen und nicht durch eine wissenschaftlich-analytische Forschungshaltung.

Im dritten Teil wird der „aktuelle(r) Stand und Probleme der Erziehung in Japan“ berichtet. Es werden zwei Themenkomplexe fokussiert und Vergleiche mit Deutschland eingeflochten. Der erste Themenkomplex bezieht sich auf aktuelle Diskussionen die unter den Stichworten „Kinderbild“ sowie „Yutori-Erziehung (Erziehung des geistigen Freiraums)“ geführt werden. Es wird ein Überblick über vier verschiedene Wahrnehmungen von Kindheit gegeben und anschließend werden die beiden gegenläufigen bildungspolitischen Reformprozesse, die „Yutori-Erziehung“ und Gegenreform der „nachhaltigen Leistungsforderung“ zusammengefasst. Im zweiten Themenschwerpunkt wird die aktuelle Bildungspolitik, die sich durch die Verstärkung der staatlichen Kontrolle auszeichnet, vor dem Hintergrund der Kaiser- und Kriegszeiten reflektiert und umfasst den Bericht einiger Ergebnisse des Projekts „Pädagogik im Militarismus und im Nationalsozialismus: Japan und Deutschland im Vergleich“.

Der Sammelband ist überwiegend eine Zusammenstellung von Vorträgen Ogasawaras, die dieser bereits in Deutschland gehalten hat und dokumentiert in diesem Sinne seine persönliche Forschungsgeschichte in und mit Deutschland. Die Vorträge zeichnen sich durch eine sorgfältige und genaue Vorstellung und Deskription historischer, theoretischer oder bildungspolitischer Bezugspunkte zu Pädagogik in Japan und Deutschland (eine ca. 120-jährige Tradition) aus. Eine sorgfältige Beschreibung der Phänomene der Erziehungswirklichkeit stellt die Grundlage weiterer wissenschaftlicher Diskussion dar. In diesem Sinne eröffnet dieser Sammelband weiterführende Forschungsanregungen zwischen Deutschland und Japan.

Leider scheint die bisherige Forschungstradition zu pädagogischen, vor allem geisteswissenschaftlichen Theorien aus Deutschland in Japan brüchig zu werden; da zum einen japanische Studierende vorwiegend allein Englisch als Fremdsprache lernen und zum andern empirische Forschung im Gegensatz zu geisteswissenschaftlichen Methoden immer prominenter werden. Daher ist es umso erfreulicher, dass es diesen Sammelband gibt, der die bisherige Forschungstradition zwischen Deutschland und Japan lebendig hält und gegebenenfalls zu aktivem Forschungsaustausch motiviert und inspiriert.

Masashi Urabe

Thompson, Cooper (2016). Deutsche Sprache, meine Sprache? Wie ich die Deutschen kennenlernte. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, 200 S., 19,90€.

Cooper Thompson lebt seit 2003 in Nürnberg. Der Autor beschreibt und analysiert in seinem Buch den Prozess seines Ankommens in Deutschland, in welchem Sprachlernen, die ei-

gene Neuorientierung sowie die Suche nach soziokulturellem Verstehen und Anschluss eng miteinander verwoben sind. Thompson durchmisst mehr als ein Jahrzehnt seines Lebens in Deutschland, wobei er den Zusammenhang von Sprache und Identität aus einer individuellen Binnenperspektive ins Zentrum rückt. Der Autor ist zum Zeitpunkt seiner Ankunft in Deutschland, das er kaum kannte, über 50 Jahre alt. In mehrfacher Hinsicht kann er als „privilegierter Einwanderer“ gelten: Er kommt aus den USA und damit aus einem wirtschaftlich und kulturell privilegierten Land. Seine Herkunft wird keinesfalls automatisch mit Vorstellungen von Einwanderung, Immigration, Integration und allen damit angesprochenen gesellschaftlichen Herausforderungen und Normproblemen verbunden. Thompson ist als Lehrer, Coach und Berater beruflich und auch durch seine professionelle Vorgeschichte unabhängig von arbeitsmarktbezogenen Integrationsstrategien. Er heiratet in eine deutsche Familie und ist dadurch vom Anbeginn seiner (Sprach-)Einwanderung in das hiesige Land und seine kulturellen Verhältnisse eingebunden. Schließlich bringt der Autor Expertise aus Coach-Prozessen im Zusammenhang von Diversity und Antirassismuserbeit mit, vor allem hat er vielfältige Zugänge zur Selbsterfahrung und -reflexion. Dass Cooper Thompson von seinem Deutschlernen dennoch in erster Linie als schmerzhaft, oft entmutigende und verunsichernde Erfahrung erzählt und berichtet, sollte umso hellhöriger machen, denn es ist davon auszugehen, dass seine Erfahrungen von vielen geteilt werden.

Das Buch ist chronologisch aufgebaut, von ersten Sprachkursen bis zur öffentlichen Rede vor dem Stadtrat, zentriert auf Lernen von Sprache. Diese Chronologie ist für Thompson ein Ordnungsprinzip, um immer wieder neue Facetten von Themen herausarbeiten zu können, die sich durch das gesamte Buch ziehen. Sein Ausgangspunkt und eine Auswahl dieser Themen werden im Folgenden präsentiert.

Kommunikation ist seine Lebensweise, er hält Sprache und Sprechenkönnen für unverzichtbar. Kommunikation bedeutet für ihn zweierlei, Sich-Ausdrücken zu können und gehört zu werden. An diesem Verständnis von Sprache als Mittel zur wichtigeren Kommunikation setzt seine Kritik an den in Deutschland vorgefundenen kulturellen Verständnissen und strukturellen Gegebenheiten an. Sprache- resp. Deutschlernen wird in seinen Augen zu eindimensional als ein technischer Prozess verstanden, der um den Wortschatz, um Syntax und Grammatik kreist. Die Zielvorgaben sind bestimmte Kompetenzlevel, die die Sprachlerner kategorisieren, in denen aber ihre Expressionsbedürfnisse, Kommunikationsbedarfe, ihr Selbstvertrauen und ihre Gefühle nicht aufgehoben sind. Vor allem der zweite Aspekt seines Kommunikationsverständnisses, das Gehörtwerden, lässt sich sprachlich-technisch schon gar nicht konzeptionieren: Bedeutsam sind vielmehr Respekt, Fehlerfreundlichkeit, Anerkennung, Lob und Offenheit, also Dimensionen personaler Beziehungen, auf die alle Beteiligten einwirken. Sprache und Sprechenlernen ist deutlich mehr als eine kognitive Wissensaneignung, der Autor erlebt und beschreibt vielmehr einen Prozess, der zutiefst mit dem Selbstentwurf und seinen teils auch notwendigen Veränderungen verwoben ist.

Für die Wahl seiner Themen setzt sich Thompson u.a. mit Allgemeinaussagen auseinander, die ihm häufig begegnen

und die er mit seiner eigenen Wahrnehmung konfrontiert. Eine ist der Vorwurf der Segregation, der wiederholt in Verbindung mit Forderungen, dass Einwanderer die deutsche Sprache lernen müssten und sich teilweise anpassen müssten, erhoben wird. Diesen Forderungen stimmt der Autor zu, den Vorwurf der Segregation beschreibt er dagegen als Nichtankennung. Verkannt wird, dass eine neue Sprache zu lernen ein kognitiv, emotional und schließlich auch körperlich anstrengender Prozess sei, der den Lernenden regelmäßig an die Grenzen seiner Belastbarkeit bringe. Aber nicht nur dieser Anstrengung, sondern auch der Bereitschaft, sich ihr auszusetzen, wird kaum Respekt gezollt. Rückzug oder auch die von ihm selten angesteuerte Möglichkeiten in der Muttersprache zu kommunizieren, also die Praktiken, die mit dem Vorwurf der Segregation verbunden sind, bieten dagegen die Chance, sich selber zu vergewissern, die Motivation fürs Lernen aufrecht zu erhalten und schließlich Reflexionsschleifen einzuziehen. Auch ein Spracherlernender braucht die Gefühle von Vertrautheit und Geborgenheit, die insbesondere dann in Abrede gestellt werden, wenn an binationale oder Einwandererfamilien der Anspruch gerichtet wird, ihre Familiensprache aufzugeben.

Ein weiteres Thema des Autors ist die kulturelle Einbettung von Sprache, ihre Rahmung durch Gepflogenheiten, Bestimmung durch Umgangsweisen sowie ihre situative Einbettung: Für ihn als Amerikaner benennt er Punkte wie die Frage, wen er in welchen Situationen duzen darf – den Zahnarzt, die Markfrau? Zunächst geht es darum, die Regeln kennenzulernen, dann denkt er darüber nach, inwieweit hier Regeln und seine eigenen Bedürfnisse auseinanderklaffen: Er hat beispielsweise mehr Vertrauen zu einem Zahnarzt, den er duzt. Eine solche Kluft öffnet sich auch dann, wenn noch in erfahrungsbasierten Männergruppen eher thematische Referate als eigene Erfahrungen „referiert“ werden und seine Äußerungen zu eigenen Gefühlslagen verstörend wirken.

Erkennbar dem zweiten essentiellen Anteil von Kommunikation, dem des Gehörtwerdens, gehört eine weitere und wiederholte Erfahrung an: Auch in prinzipiell aufgeschlossenen Kreisen wird eher über Einwanderer als mit ihnen gesprochen. Bringt er aber eigene Wahrnehmungen ein, etwa Befremdungssituationen oder erlebte Unfreundlichkeit, wird diesen mit Ablehnung begegnet, etwa in der Formulierung, dass sie nicht „der Wahrheit“ entsprächen. Diese Zurückweisung ist für den Autor ein Zeichen mangelnden Respekts ihm gegenüber, denn wie könne eine deutschsprachige Integrationsexpertin seine Wahrnehmung und sein Erleben als falsch bezeichnen? Dagegen stellt er den Anspruch, dass ihm zugehört werde.

Als verstörend beschreibt der Autor die Erwartungshaltung, Deutsch „wie ein Muttersprachler“ zu lernen. Offensichtlich ist, dass Nicht-Muttersprachler nicht Muttersprachler werden können, diese schlichte Logik wird aber zumeist durch den Fokus auf Defizite ausgeblendet. Das führt dazu, dass soziale Machtverhältnisse zementiert werden. In diesem Zusammenhang problematisiert der Autor zu recht, dass auch die Muttersprachler ein weit gespanntes Spektrum sprachlicher Kompetenz besäßen, teils sozialgruppen- oder anlassbezogen, teils aber auch in den verschiedenen Sparten (Hörverstehen, Leseverständnis, Sprechen, Schreiben) unterschiedlich gelagert: Diese Anwendungs- und Bedarfsvielfalt von Sprache

muss auch für Einwanderer und Neusprachler berücksichtigt und eingeräumt werden – nicht jeder braucht in jeder Situation in gleichem Maß gleiche Kompetenzen, zumal diese für ihn erheblich von der sozial-emotionalen Rahmung abhängen: Das freie Sprechen fällt in einem Klima der Wertschätzung und Anerkennung und angesichts der Bereitschaft, ihm zuzuhören, leichter. Auch kann er Gesprächen und Äußerungen je nach Tageszeit unterschiedlich gut folgen und ist sein Verständnis auch davon abhängig, wie eingebunden und in seiner Andersheit er respektiert sei: So sind die Familientreffen mit der oberpfälzischen Verwandtschaft für ihn in höchstem Maße entspannt, weil er „einfach dabei“ sein kann und ein breites Spektrum an Gefühlen zum Ausdruck kommt, das sich auch nicht-sprachlich vermittelt. Da ist es ohne Belang, ob er jemals nennenswertes Sprachvermögen im Idiom des örtlichen Dialektes entwickeln kann. Noch eindrucksvoller, weil nicht familiär vorgeprägt, ist sein gemeinsames Handwerken mit fränkischen Zimmerleuten. Auch dieses funktioniert ohne Eintauchen in den Dialekt, und Hochdeutsch, eine Fremdsprache für alle Beteiligten, ist allenfalls ein technisches Hilfsmittel, auf das sie gelegentlich als Gleichgestellte zurückgreifen.

Weitere Themen beziehen sich stärker auf Selbstwahrnehmungen, etwa wie leidvoll er sich der Einsicht annähert, dass Sprache- und Kommunikationlernen ein lebenslanger Prozess sei. Es ist ein äußerst unbefriedigendes Lebensgefühl, die eigenen Gedanken sprachlich nicht angemessen und für die eigenen Ansprüche nicht hinreichend komplex in die Kommunikation einfließen lassen zu können – und in dieser Hinsicht nur wenig Fortschritte zu verspüren. Es ist zudem irritierend, wenn scheinbar alltägliche Situationen, jedenfalls solche, die in der Muttersprache ohne einen Gedanken an die passende Formulierung bewältigt werden können, zum Angstprojekt werden. Hier wird die mehrdimensionale Anstrengung des Spracherlernens ein weiteres Mal entfaltet, denn der Diagnose, diesen Situationen instinktiv eher aus dem Weg zu gehen, folgt die bewusste Entscheidung, sie mit Kraftanstrengungen dennoch aufzusuchen. Es ist der Gang zum Markt, der solchermaßen zum ausfüllenden Tagesunternehmen werden kann. Sein Wille zur Kommunikation ist aber stärker als die Angst vor peinlichen Situationen, oder solchen, in denen die eigenen Grenzen eng gezerrt scheinen.

Das Buch ist eine facettenreiche Anleitung, über den Umgang mit Sprache (auch den eigenen), über ihre Register, übers Spracherlernen und Mehrsprachigkeit in ihren soziokulturellen Verflechtungen nachzudenken. Thompsons gibt vor allem deswegen zu denken, weil die von ihm beschriebenen leidvollen Wahrnehmungen und Effekte sich addieren und wechselseitig verstärken, wenn das Sprachenlernen nicht nur freiwillig geschieht, sondern essentiell für den Lebenserwerb und erzwungen für die formale Integration in die Gesellschaft wird. Dies gilt für den größten Teil der Einwanderer – Respekt und Anerkennung für ihre Anstrengung und Bereitschaft könnte den schmerzvollen Prozess durchaus erleichtern.

Susanne Timm